Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 81 (1955)
Heft: 34

Artikel: Ferdinand tauft eine Dame
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-494823

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

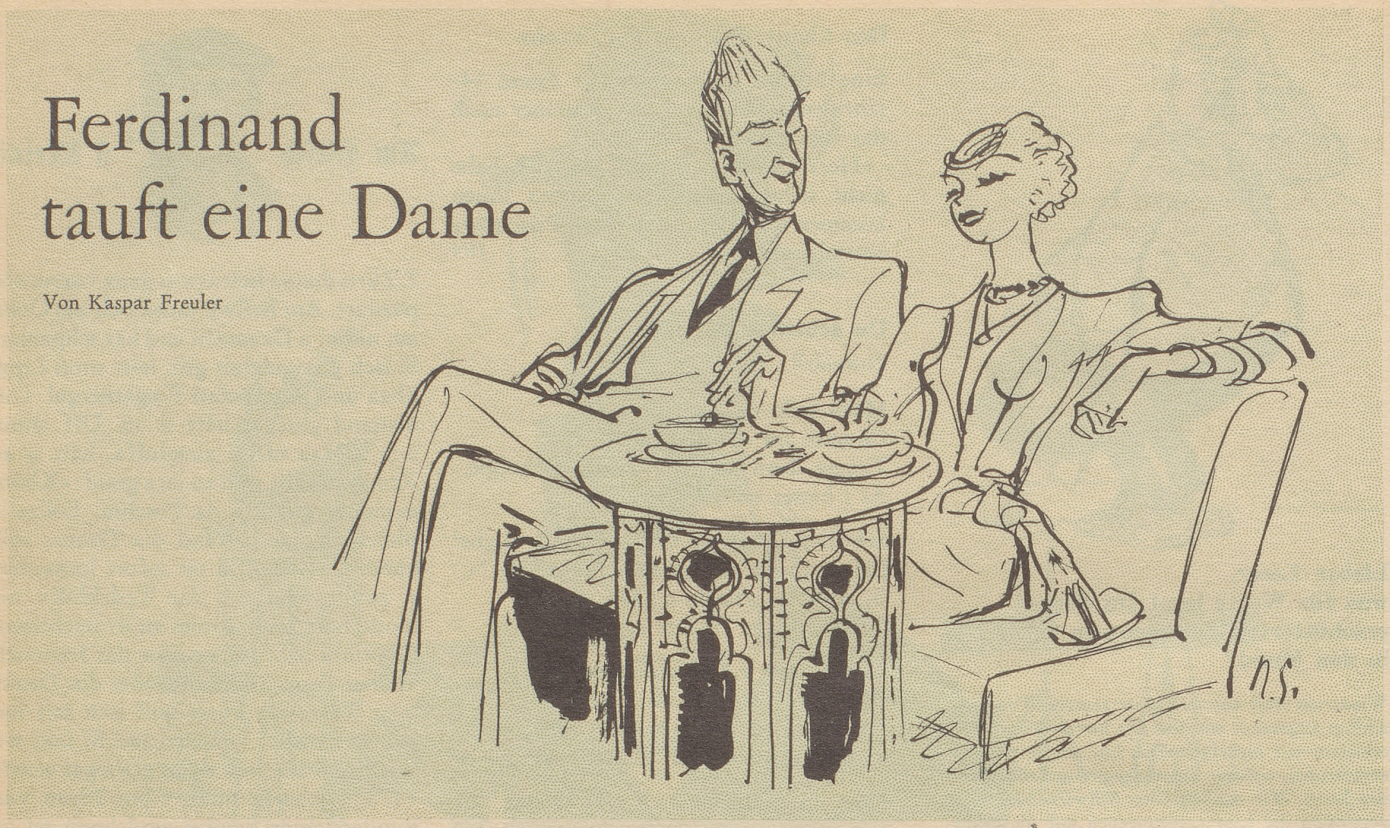
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ferdinand tauft eine Dame

Von Kaspar Freuler



Normalerweise haben nur geistliche Herren und weltliche Zivilstandsbeamte das legale Recht, einen Menschen für alle Ewigkeit mit einem mehr oder weniger bedeutsamen Namen zu behaften, wobei es sich fast ausnahmslos um Säuglinge oder zum mindesten um nicht handlungsfähige Personen handelt. Wer außer den genannten Persönlichkeiten sich erlaubt, Menschen einen Namen anzuhängen, der tut solches meist unter dem Zwang außerordentlicher äußerer oder seelischer Verhältnisse, im Affekt, im Schlaf, im Rausch. Mit gesetzlichen Taufakten haben diese Explosionen nichts zu tun, höchstens können sie unliebsamerweise zu Injurienprozessen führen. Immerhin braucht keiner eine sträfliche Handlung zu befürchten, wenn er eines Sommerabends seinem Schatz anstatt wie es sich gehörte «Anneli!» oder «Josefine!», nun «Mausi! Müüsli!» oder gar «goldiges Tschumpeli!» in die Ohren flüstert. Hingegen ...

Also die Geschichte spielte sich in einem Tea Room ab. Ferdinand besucht, wenn er zeitweilig in die große Stadt gerät, mit Vorliebe nicht jene altmodischen Restaurants, auch Beizen oder Beizli genannt, deren Wände mit Affichen beklebt sind «Frische Kutteln!», «Heute zu jeder Portion Lunge ein Gratisbier!» usw., sondern er bevorzugt viel eher jene Lokale, die seinen heimlichen Reisewünschen entgegenkommen, jene Tea Rooms mit den überseeischen oder irgend sonstwie verlockenden Namen – Etoile - Celebes - Mogador - das ferne Java - Bali um des Malers Gauguin willen, und ‹Rio›, weil er dort einen Vetter hat – sie gleichen allesamt einander, denn überall wedeln an ihren Wänden wehende Kokospalmen, schattende Sombreros, singen gemalte Kolibris oder Paradiesvögel und überall rauschen beinahe hörbar preußischblaue Meereswellen. Nicht zu übersehen die wohlgeformten Seejungfern, Nixen und Meerweibchen, die dazugehörenden Fischnetze und Käfige, und was alles einem findigen und in der überseeischen Fauna und Flora bewanderten Kunstmaler eben in den Sinn kommen kann.

Diesmal war Ferdinand an den Strand von Hawaii getrieben worden, allwo, zwar nur zweidimensional und von unzähligen Rauchschwaden in ihrer Üppigkeit gebräunt, eingeborene Hawaiianerinnen Blumenkränze schwangen, Hulahula sangen und dabei unentwegt ihre schwarzen Augen auf den schwarzen Café richteten, auf Porzellan und Patisserie, auf Aschenbecher, kleine Hündchen und ihre Herrinnen. Wenn Ferdinand die Augen schloß, hörte er das gelinde Säuseln einer alten Platte: «My golden baby, my very nice baby - my wonderful baby – mein sweetheart bist du!» Warum nicht? Er hatte nichts dagegen einzuwenden. Die Musik paßte ausgezeichnet zur übrigen Aesthetik.

Auch die junge Dame unweit des Ferdinand paßte in dieses Milieu. (Denken Sie jetzt nicht gleich an ‹Milieu› – aber man ist heutzutage nie davor sicher, daß harmlose Fremdwörter verdreht und nach der falschen Seite abgebogen werden.) Sie war tadellos angezogen, à la Audrey Hepburn frisiert, trug zu oberst ein Gedicht von einem sogenannten Hütchen, zuunterst nahtloses Nylon und rosenrotes Leder, und was alles zwischen diesen Polen zu sehen war, mußte auch einem hartgesottenen Besucher etwelche Aufmerksamkeit abstehlen. Sie saß hinter einem Zeitungshalter, räuchelte seidenblaue Wölklein, und war graziös elegant und dezent.

Hierin täuschte sich Ferdinand, wie alle Männer. Wie er rein zufällig hinüberblickt, streckt sie ihm, als ob sie der Lektüre überdrüssig wäre und nicht recht wüßte, wohin damit, Zeitungen entgegen:

«Wünschen Sie vielleicht diese Illustrierte? Oder lieben Sie vielleicht eher das ‹Du›? Mir gefällt das ‹Du› noch besser –»

Ferdinand lächelt verbindlich und so fühlt sie sich schon etwas mit ihm verbunden. Sie kommt mit den beiden Publikationen auf ihn zu, und da sie an seinem Tisch stehen bleibt, so bleibt ihm seinerseits nichts übrig, als ihr die Blätter abzunehmen und sie zu bitten, einen Moment Platz zu nehmen.

Es wurde eine Viertelstunde, und es wurde eine Halbstunde, die Serviertochter brachte frischen Tee, brachte Platten voller Patisserie, der Chasseur empfahl türkische Zigaretten, und die Dame zeigte im Bestellen eine natürliche Grazie. Sie plauderte munter drauflos, was das Zeug hielt:

«Ich liebe die Stadt, fast wie einen Menschen. Übrigens hab ich seit zwei

Monaten eine herrliche Stelle, der Patron ist zwar ein fertiger Idiot, aber ich brauch nur von neun bis zwölf Uhr zu arbeiten, den ganzen übrigen Tag hab ich frei – auch den Abend – das Gehalt ist zwar miserabel, hundsmiserabel!»

«Was fangen Sie mit den vielen freien Stunden an?» wunderte Ferdinand.

«Wer geistige Bedürfnisse hat, wie ich, langweilt sich nie. Ich gehe in die Oper, ins Theater, in die Tonhalle – was man so tut für die Bildung – man will doch nicht als Tschumpel gelten, hä? Ich bin auch auf Readers Digest abonniert, der bringt alles abgekürzt, da braucht man überhaupt nichts anderes mehr zu lesen. Und ich reise viel – letzten Herbst waren wir an der Riviera – das heißt ich. Im Frühling in Paris, mit einem weitverwandten Vetter. Und wenn ich in der Stadt bin, dann hab ich einfach das Bedürfnis, von vier Uhr an in einen Tea Room zu sitzen – die Atmosphäre gefällt mir und der Stil ––»

Man wird begreifen, daß Ferdinands Seelenleben zu schwanken begann, als sie, ihn mit strahlenden Augen betrachtend, weiterfuhr:

«Und mein Heim sollten Sie einmal sehen – ein rosenrotes Boudoir, mit so Ölgemälden über dem Bett – aber was erzähle ich Ihnen denn da –? Ein junger Innenarchitekt hat es mir eingerichtet – ein Freund von meinem Papa, so von der Rekrutenschule her ––»

«Sie sind eine aparte Lebenskünstlerin!» bewunderte Ferdinand. Aber er mußte um vier Uhr auf dem Bahnhof sein und es war nur noch zehn Minuten bis dahin. So winkte er der Serviertochter, und indem er langsam nach dem Portemonnaie in der Hintertasche suchte, meinte er mit Anerkennung: «Gewiß! eine wahre Lebenskünstlerin sind Sie! Oper und Konzert und Bücher und Reisen – alles trotz einem miserablen Gehalt! Und täglich im Tea Room –.» («Natürlich – rechnen Sie alles zusammen, auch die Konsumation der Dame?» belehrte er diskret die Serviertochter und entnahm dem Portemonnaie eine Zwanzigernote.) Die Dame lachte geradeheraus: «Lebenskünstlerin? Das ist doch keine Kunst! Ein Kalb findet sich doch überall, das alles zahlt, nicht nur den Tee!»

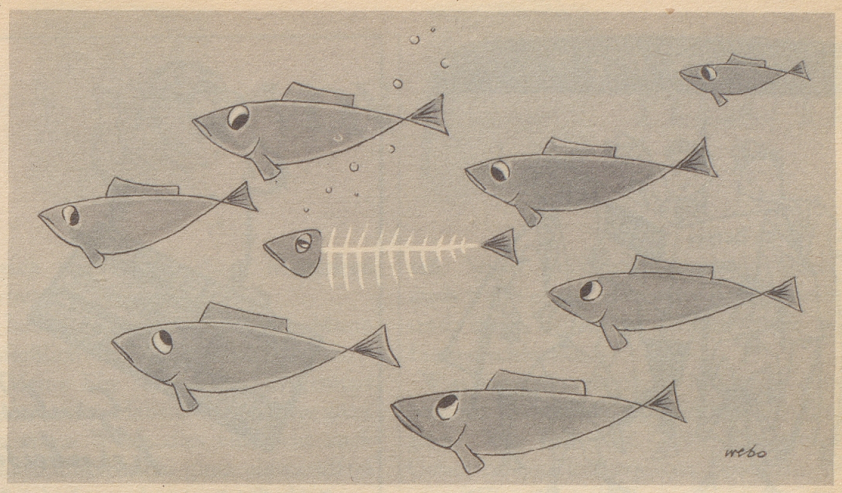
Es gab Ferdinand einen Stich durchs Herz. Der Zapfen war ab. Im selben Moment taufte er die Dame auf den Namen ‹Teekalb›.

«Nein, nur meine Konsumation, Fräulein!» lächelte er schief zur Serviertochter. Und ging.

Diesmal ging er. Anderemale hatte er den Tee bezahlt.

Das Teekalb begegnete ihm noch mehr als einmal. Später mit einem reizenden kleinen Teekälbchen an der Hand.

Aber sie kannten sich nicht mehr.



«Er ist der Ansicht, der Geist bedeute mehr als das Fleisch!»

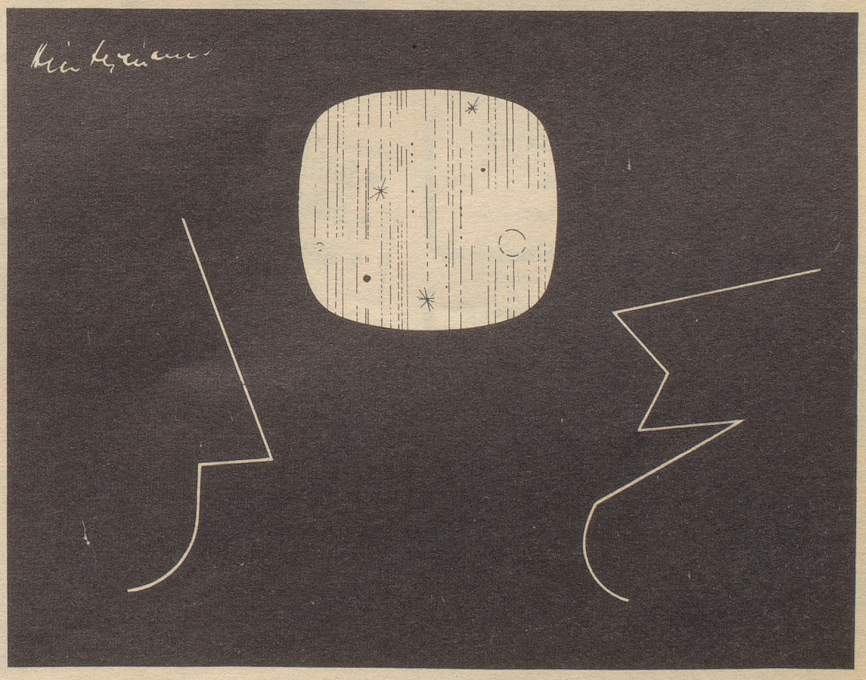
Der schlaue Händler

Zurück von einer Studienreise nach Amerika, erzählte mir ein junger Kaufmann folgende Begebenheit: «In einer Nebenstraße New Yorks stieß ich auf einen kleinen Laden, der zwei voneinander grundverschiedene Artikel führt, nämlich Musikinstrumente und Waffen. Darüber befragt, erklärte mir der Inhaber: ‹Das muß Sie nicht erstaunen, junger Mann, denn damit habe ich den Weg zu doppelten Einnahmen gefunden: Wenn heute einer kommt, um bei mir ein Saxophon oder eine Trompete zu erstehen, dann ist es zu neunzig Prozent sicher, daß morgen sein Nachbar erscheint, um bei mir eine Pistole zu kaufen ...›.» bi

Lieber Nebelspalter!

Eine wahre Begebenheit, die mir der ‹Erleber› selbst erzählte:

Ich kam nach vielen Jahren auf Besuch nach Ungarn, in meine Heimat zurück, aus der meine Eltern mit mir ausgewandert waren. Zur Sicherheit hatte ich einige Dollars mitgenommen und in meine Weste eingenäht. Unter meinen Verwandten traf ich ein Fräulein, das auf einem kommunistischen Büro arbeitete, das mit Finanzen zu tun hat. Unter uns stellte ich dann die Frage: «Was bekomme ich hier für einen Dollar?» «Es kommt drauf an, wieviele Sie bei sich haben.» «Zwanzig», sagte ich. «Dann bekommen Sie fünf Wochen.» Be



«z Bärn händs schiints bschlosse, si weled de Fernseh*versuechs*betriib wider zwei Jöhrli wiiterfüere.»

«Jä – was probiered dänn diä eigentli immer na?»

«Hä dasch dänk klar, diä probiered doch s Färnsehe definitiv iizfüere!»